

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Morphium : eine Beichte
Autor: Glauser, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



M O R P H I U M

Eine Beichte

Von F. Glauser, mit einer Illustration von H. Tomamichel

Ich bin auf einem Umweg zum Morphinum gekommen. Während des Krieges war das Bedürfnis, die tägliche Wirklichkeit zu ignorieren, auch in neutralen Ländern sehr stark. Da ich Alkohol in grossen Quantitäten vertrage, ohne berauscht zu werden, suchte ich nach einem andern Mittel und begann mit Äther. Aber dieses Gift ist unangenehm. Sein Geruch ist schwer zu vertreiben und bleibt als penetranter Geschmack tagelang im Munde zurück. Auch greift der Äther die Lunge an. Während einer Erkältung bekam ich mitten in der Nacht

eine starke Lungenblutung, musste um Mitternacht einen Arzt aufsuchen; dieser machte mir eine Morphiumeinspritzung und liess mich konzentriertes Salzwasser trinken. Ich erinnere mich noch genau an die Wirkung dieser Einspritzung. Plötzlich wurde ich ganz wach. Ein sonderbares, schwer zu beschreibendes Glücksgefühl «nahm von mir Besitz» (man kann es kaum anders ausdrücken). Trotzdem es mir damals materiell sehr schlecht ging, war alles plötzlich verändert, die Not hatte ihre Wichtigkeit verloren, sie war nicht mehr vorhanden,

ich hielt das Glück in den Händen; es war, um einen schlechten Vergleich zu gebrauchen so, als ob mein ganzer Körper ein einziges Lächeln wäre. Und dann lag ich wach, bis zum Morgen.

Eine Woche später musste ich ins Spital. Ich spuckte noch immer Blut. Im Spital war der Medikamentenschrank unverschlossen. Ich nahm dort hin und wieder Morphium, schluckte es, da ich keine Spritze hatte. Nachher waren die Nächte immer sehr schön: kein Schlaf, sehr intensives Denken, ich schrieb Gedichte. Als ich das Spital verliess, war ich schon an das Gift gewöhnt, doch nicht so, dass es mir schwierig gewesen wäre, damit aufzuhören. Ich nahm ziemlich lange nichts mehr. Dann ging ich nach Genf, dort begann die Not von neuem. Ich hatte kein Geld, oder nur wenig, ass unregelmässig. Wenn man keine bestimmte Arbeit hat, sucht man Zerstreuung. Wieder begann ich Äther zu nehmen, wieder war der Geruch mir und meinen Wirtsleuten bald verleidet. Der Apotheker, bei dem ich Äther holte, ein kleines buckliges Männchen, gab mir auf mein Verlangen Morphium, ohne Rezept. Die Gesetze über Betäubungsmittel waren damals noch nicht so streng wie heute. Zuerst schluckte ich das Zeug, dann kaufte ich mir eine Spritze. Und so begann das Unglück. Zuerst war es sehr schön. Ich konnte ausgezeichnet arbeiten, schrieb manchmal 15 Seiten am Tag, gab daneben noch Deutsch- und Französischstunden. Essen war Nebensache, was ich verdiente bekam der Apotheker. Dieser Mann musste ein Sadist sein. Denn plötzlich weigerte er sich, mir weiter Morphium zu geben. Vielleicht bekam er es auch mit der Angst zu tun. Was blieb

mir übrig als selber Rezepte zu schreiben? Ein ehemaliger Schulkamerad, dessen Vater Apotheker war, zeigte mir, wie solch ein Rezept formuliert werden muss. Mo. mur. (Morphium muriaticum, was gleichbedeutend ist mit hydrochloricum) dazu destilliertes Wasser, die Angabe, es sei für Injektionen... das genügte. Es genügte, bis ein Apotheker Verdacht schöpfte und den Arzt, dessen Namen ich missbrauchte, anrief. Besuch eines Detektivs (der Mann hatte einen roten Schnurrbart und einen unangenehmen Geruch an sich), Konfrontierung mit dem klageführenden Apotheker, Protokollaufnahme bei dem zuständigen Polizeikommissar — ich musste unterzeichnen, dann durfte ich, nach einer wohlgemeinten Verwarnung, wieder gehen.

Aber es ist unmöglich, eine Entwöhnung allein durchzuführen. Nach zwei Tagen stand ich wieder vor dem Kommissar (ausserdem hatte ich noch ein Fahrrad gestohlen, um mir Geld zu verschaffen) und diesmal wurde ich eingesperrt. Die erste Nacht verbrachte ich im Kotter. Ein kleiner Raum, etwa sechs Meter auf vier, Bretter, die als Pritschen dienen sollten, in einer Ecke das Klosett, das mit Uhrwerkgenauigkeit alle 5 Minuten rauschte. Als ich nachmittags gegen zwei Uhr eingeliefert worden war, war der Raum leer und roch penetrant nach einem Desinfektionsmittel. Am Abend war der Raum voll, etwa zwanzig Leute waren aneinandergeschichtet: Betrunkene, kleine Delinquenten, Chauffeure, Kutscher, die irgendeine Verordnung übertreten hatten.

Die Nacht war unangenehm. Es war Juli und sehr heiss. Trotzdem fror ich, wie dies ja immer bei Entwöhnungen der Fall ist. Gegen Mitternacht hielt ich es

nicht mehr aus, ich schlug mit den Fäusten gegen die Tür. Endlich kam der « Brigadier » und erkundigte sich, was denn los sei. « Aha, der Morphinist » sagte er nur. Er gab mir ein grosses Glas Rum, brachte mich in einen anderen Raum, in eine Zelle, und gab mir Decken. In dieser Zelle hatte ich nur einen Mitinsassen, dem es gerade so schlecht ging wie mir. Er erbrach die ganze Zeit, denn er hatte zuviel getrunken. Ausserdem wurde er vom heulenden Elend geplagt, und fürchtete, niemals mehr die Luft der Freiheit atmen zu können. Ich musste ihn trösten, und das war günstig, denn es liess mich ein wenig das eigene Elend vergessen.

Am Morgen wurden wir einem Kommissar vorgeführt, der einen blonden Fahnenbart trug. Ich wurde nach St. Antoine, dem Staatsgefängnis, gebracht und erhielt eine Einzelzelle. Es war mir sehr schlecht. Alle Entwöhnungserscheinungen stellten sich ein: Brechdurchfall, Angst, Schmerzen, die den Körper durchwanderten. So ist es eben mit dem Morphinium. Monatelang hat man Kopfweh und andere Übel mit Hilfe des Betäubungsmittels unterdrückt. Aber sie sind nicht verschwunden, sie haben sich in allen Winkeln des Körpers versteckt und lauern dort auf die Zeit, in der das Mittel fehlt. Dann brechen sie insgesamt hervor, überfallen den Körper ... es sieht aus, als sollte bewiesen werden, dass uns das Schicksal kein Leid schenken will ... Nur aufzusparen erlaubt es und eine einmalige Erledigung.

Ich fiel von einer Ohnmacht in die andere. Zwischendurch hörte ich die Glocke des Collège, den Lärm der Pau-

sen. Das war traurig. Vor vier Jahren war auch ich in diese Schule gegangen und hatte oft zu den vergitterten Fenstern aufgeblickt. Nun sass ich selber hinter solch einem Fenster. Da ich damals noch literarisch veranlagt war, fiel mir das Gedicht Verlaines ein, das auch im Gefängnis geschrieben worden ist:

Der Himmel überm Dach
Ist still und leise,
Ein Baum über dem Dach
Zieht seine Kreise.

Da ich die Klingel dauernd in Bewegung setzte, wurde es dem Gefangenenwärter zu dumm. Er steckte mich in eine andere Zelle, wo ich Gesellschaft hatte: einen deutschen Spion und einen Ein- und Ausbrecher. Sie waren beide sehr kameradschaftlich, gaben mir Zigaretten, der Spion war reich und kredenzte mir Wein. Dann kam der Arzt und eine Viertelstunde später war ich im Spital.

Die Entwöhnungserscheinungen sind, wie gesagt, reichlich unangenehm. Die Nase trieft, man muss niesen, zehnmal hintereinander, fast bis das Herz stehen bleibt. Überhaupt, das Herz benimmt sich am gemeinsten. Dann ist da das Gähnen, bis man Kieferkrampf bekommt. Das Leintuch brennt wie ein riesiges Nesselblatt, der Magen kann nichts vertragen, man merkt plötzlich, dass man eine Galle besitzt; man merkt Verschiedenes und weiss schliesslich mit seinem Körper ziemlich Bescheid. Die Nächte besonders sind eine Quälerei: Man wälzt sich am Boden; kurz, wenn man in Verbindung mit Rauschgiften von künstlichen Paradiesen spricht, kann man bei der Entwöhnung gut von einer künstlichen Hölle sprechen.

Nach zwei Tagen wurde ich in die Irrenanstalt Bel-Air überführt. Da eine Verurteilung als ein « Fleck auf der Ehr » angesehen wurde, gelang es, durch Konnektionen mit Genfer Magistratspersonen mich für verrückt erklären zu lassen. Ich bekam den Stempel: « Dementia praecox » (jetzt nennt man dies Schizophrenie).

Ich kam nach Münsingen, wo ich ein Jahr lang blieb, um dann nach Ascona « auszuwandern ». Zwei Monate konnte ich mich halten, dann begann die Geschichte von neuem. Im Grunde gibt es nichts Uninteressanteres als das Leben eines Morphinisten. Es beschränkt sich auf Perioden, in denen er das Gift nimmt und auf Perioden, in denen die Gesellschaft ihn zwingt, sich das Zeug wieder abzugewöhnen. Alle Gründe, die man erfindet, um die Sucht zu entschuldigen, können sich literarisch und poetisch sehr gut machen; konkret ist es eine Schweinerei, denn man ruiniert sich sein Leben damit. Unsere europäische Gesellschaft ist eben so eingerichtet, dass ein Morphinst von vornherein als « anormal » betrachtet wird, vielleicht weil das Gift allzusehr individualistisch macht. Der Alkohol fördert die Geselligkeit, fördert eine gewisse Brutalität. Opium lässt Minderwertigkeitsgefühle entstehen; vielleicht könnte man noch weiter gehen: nur der nimmt Morphinum, der unter allzu starken Minderwertigkeitsgefühlen zu leiden hat. Im Osten ist die Situation wohl anders.

Morphium (und Opium auch, da Morphinum der aktivste Bestandteil des

Opiums ist) hebt die Hemmungen auf. Aber nicht nur das. Der Körper versucht das Gift zu neutralisieren und produziert Gegengifte. Diese Gegengifte wirken sehr unangenehm auf die Nerven; um nun diese Gegengifte wieder zu neutralisieren, steigert man die Dosis, um die Wirkung, die « euphorische » Wirkung, wieder hervorzurufen. So entsteht ein Kreislauf, ein « *circulus viciosus* », dem zu entrinnen eigene Kraft nicht ausreicht. Daher die immer wiederkehrende Notwendigkeit einer Entwöhnung. « Aber », werden die ganz gescheiten Leute sagen, « wenn Sie doch wissen, was Ihnen bevorsteht (wir wollen einmal die strafrechtlichen Konsequenzen aus dem Spiel lassen und nur die Qualen einer Entwöhnung, die Sie so anschaulich schildern, in Betracht ziehen), warum beginnen Sie dann immer von neuem? » Darauf weiss ich keine Antwort. Es muss so ähnlich sein, wie eine starke sexuelle Bindung; gegen eine solche helfen auch alle Vernunftgründe nichts.

Morphium ist relativ harmlos, verglichen mit Kokain. Wenn ich an die Zeiten zurückdenke, in denen ich neben dem Morphinum auch Kokain genommen habe, so schaudert es mich gelinde. Zugegeben, man lernt viel. Ich kann mich nicht mehr über Verrückte wundern, die Stimmen hören, denn ich habe selbst Unsichtbare sprechen gehört. Das war in Belgien. Ich wohnte in einem möblierten Zimmer, über einem Café; dort mahlte ein mechanisches Klavier erbarmungslos uralte Schlager, gewöhnlich bis um zwölf Uhr nachts. Der Arzt, der mir die Gifte verschrieb, wohnte

in einer Vorstadt und war selber Morphiumist. Man kommt mit sonderbaren Leuten zusammen. An jenem Abend hatte ich keine grössere Menge genommen als sonst, aber vielleicht hatte sich das Gift in meinem Körper aufgespeichert. Kurzum, ich lag im Bett. Da hörte ich deutlich vor meiner Zimmertür Leute reden: «Den werden wir uns jetzt holen, das geht nicht mehr so weiter. Sein ganzes Geld gibt er für Rauschmittel aus. Da müssen wir einen Riegel vorschieben.» Und unter meinem Fenster im Hof hörte ich andere Leute, die sprachen: «Jetzt stellen wir vor sein Fenster ein Fass, wenn er zum Fenster hinausspringen will, so fangen wir ihn ab.» Sie mögen es mir glauben oder nicht: ich hatte nicht den Mut, nachzusehen, ob die Leute, die sprachen, auch wirklich vorhanden waren. Ich zog meine Sonntagskleider an, schluckte sechs Gramm Veronal und schnitt mir mit einer Gilletteklinge die Pulsadern auf. Das heisst, die Adern hab ich wohl nicht getroffen, sondern nur die Venen. Denn am nächsten Tag bin ich aufgewacht, mein Bett war voll Blut, aber ich lebte noch. Es war gerade Faschingsdienstag. Natürlich brachte man mich ins Spital. Die Entwöhnung war unangenehmer als früher, denn es kam noch eine Veronalvergiftung dazu. Ich bin dann in diesem Spital als Krankenhelfer geblieben, und habe bald nachher wieder angefangen. Und diesmal endete es noch schlimmer. Ich zündete nämlich Feuer in meinem Zimmer an (wieder waren es die Stimmen, die mich plagten, ich wusste diesmal, und auch

das erstemal, dass sie in Wirklichkeit nicht bestanden; aber trotzdem musste ich handeln, als sprächen sie wirklich), wurde in die Tobzelle gesperrt und kam dann in ein belgisches Irrenhaus, das von Mönchen verwaltet wurde. Von da an habe ich weder Morphinum noch Kokain genommen.

Komisch war die Rückreise. Drei Mönchlein begleiteten mich. Die Anstalt hatte mit Rücktransporten ins Ausland schlechte Erfahrungen gemacht. Die letzten Male waren die Kranken einfach auf irgendeiner Station verduftet, und das bedeutete eine Blamage für die Brüder. Diesmal wollte man die Sache recht machen. Darum bekam ich eine so imposante «Garde du Corps». Und um ganz sicher zu gehen, musste ich mir noch einen, mit einem Schloss versehenen Gürtel um die Lenden legen lassen, der eine Schlaufe besass, die mein rechtes Handgelenk an den Körper fesselte. Auch dieser Riemen war mit einem Schloss versehen.

Ich kam nach Münsingen zurück, blieb dort jedoch nur zwei Monate; dann beschloss der Regierungsrat des Kantons Bern, ich sei wegen liederlichen Lebenswandels auf ein Jahr in eine Strafanstalt zu versorgen. So kam ich nach Witzwil. Ich kann nicht behaupten, dass mir dies Jahr geschadet hat. Ich lernte einen der wertvollsten Menschen kennen, der mit grosser Güte eine undankbare Arbeit verrichtet, den Direktor von Witzwil, Kellerhals. Vielleicht ist dieser Mann eine rühmliche Ausnahme. Aber durch den Verkehr mit ihm wird man doch gezwun-

gen, gewisse Protesteinstellungen, die man gegen die Gesellschaft nun einmal hat, zu revidieren. Auf den Rat des Direktors versuchte ich es mit der Gärtnerei.

Ich kam nach Liestal in eine Baumschule. Morphinum nahm ich keins mehr. Es war zu umständlich, sich das Gift zu verschaffen, die Gesetze waren strenger geworden. Aber ganz ohne Gifte konnte ich nicht leben. So versuchte ich es mit Opium.

Opium ist ein brauner Stoff, der sonderbar aromatisch-bitter schmeckt. Gewöhnlich wird er in Form einer alkoholischen Lösung verschrieben, einer Tinktur. Diese Tinktur ist relativ leicht auf falsche Rezepte zu erhalten, denn sie wird häufiger als Morphinum verschrieben — gegen Bauchschmerzen, gegen Durchfall. Apotheker sind weniger misstrauisch gegen derartige Rezepte. Wenigstens war dies vor einigen Jahren noch so. Schliesslich aber kam doch wieder die Katastrophe. Der Apotheker in Liestal hatte die Flasche, die die Tinktur enthielt, in Reichweite aufgestellt. Was war einfacher, als in die Apotheke zu gehen, ein Aspirin zu verlangen, um ein Glas Wasser zu bitten, weil man die Tablette gleich einzunehmen wünsche — und während der Apotheker den Laden verliess, einen grossen Schluck aus der Flasche zu nehmen? Es ging eine Zeitlang, dann merkte es der Mann, und da er wusste, dass ich gewöhnlich nach der Arbeit, am Abend kam, stellte er einen Detektiv hinten im Laden auf. So wurde ich geschnappt. Ich sah schon wieder Witzwil vor mir, aber

zufälligerweise war der Statthalter dieses Städtchens ein sehr anständiger Mensch. Er überredete den Apotheker, die Klage zurückzuziehen, die Summe, die das von mir entwendete Opium ausmachen sollte, wurde auf zwanzig Franken reduziert, so dass die Klage nicht offiziell weiter verfolgt zu werden brauchte — und ich wurde schon am nächsten Tag entlassen.

Inzwischen hatte ich doch einiges dazu gelernt. Ich ging freiwillig nach Münsingen, um eine Entwöhnung durchzumachen. Sie war sehr milde: Der Arzt, der mich behandelte, ging langsam mit den Dosen herunter und beschränkte die Quälerei auf ein Mindestmass. Und dann schlug er mir vor, mich in psychoanalytische Behandlung zu nehmen. Ich willigte ein.

Die Anstalt verliess ich bald darauf, ich war kaum zwei Monate interniert gewesen. In einer Baumschule nahm ich Arbeit an und ging jeden Tag eine Stunde zu jenem Arzt. Die Analyse steht augenblicklich nicht hoch im geistigen Kurs, viel wird gegen sie eingewandt; unberechtigt sind diese Einwände meist, weil sie von Leuten erhoben werden, die nie eine Analyse durchgemacht haben und ihre Weisheit aus Büchern schöpfen. Die Schwierigkeit dieser Behandlungsart, vor allem auch die Notwendigkeit, die sie nur auf jene Schichten beschränkt, die ein gewisses geistiges und psychologisches Training hinter sich haben, wird immer verhindern, dass sie populär wird. Auch dass der Baumeister dieser Lehre ein Jude war, wird bornierten Leuten

stets ein leichtfassliches polemisches Argument in die Hand geben.

Man verlernt das Lügen in der Analyse: das ist eine ihrer Hauptvorteile. Ich meine nicht das tagtägliche Lügen, ohne das ein geselliges Leben einfach unmöglich würde, sondern das gefährlichere: das Sich-selbst-Belügen. Erste und einzige Vereinbarung, die Ihnen zu Beginn der Kur verkündet wird: Alles zu sagen, was Ihnen einfällt. Sie denken natürlich, das ist leicht. Es ist schwieriger, als siebzig Kilometer ohne Wasser in der Sonnenhitze zu marschieren. Denn unwillkürlich halten Sie mit den wichtigsten Dingen immer zurück. Sie können nicht alles sagen. Es gibt reservierte Gebiete, in jeder Seele, die so empfindlich sind, dass sie die Scheinwerferbeleuchtung des gesprochenen Wortes einfach nicht vertragen.

Man kann eine Analyse nicht erzählen. Was sich da in den vielen Stunden ansammelt und klärt, lässt sich mit menschlichen Worten nicht ausdrücken, trotzdem der Analytiker sich immer wieder bemüht zu formulieren. Ein Beispiel: Ganz zu Beginn der Analyse kam mir einmal der Satz in den Sinn, den ich lachend und seine Blödigkeit betonend, aussprach: «Ich bin die Mutter.» Um diesen Satz kreiste die ganze Analyse. Meine Mutter ist gestorben, als ich vier Jahre alt war. Ich lebte dann allein mit meinem Vater und spielte die Rolle der abwesenden Mutter. Als sich mein Vater dann wieder verheiratete, gab es in den Untergründen, wo nicht Logik und Ver-

stand herrscht, sondern der Bilderdienst, fast unauflösliche Konflikte: kindliche Eifersucht, die stärker und qualvoller ist als die Eifersucht der Erwachsenen. Durch die überenergische Haltung meines Vaters wurde ich in eine passive, weibliche Rolle gedrängt (schon an diesem Beispiel ist leicht zu sehen, wie schwierig ein genaues Darstellen der Sachlage ist: denn natürlich hätte ein anderer Mensch mit einer von der meinen verschiedenen Konstitution ganz anders reagiert. Er hätte den offenen Kampf aufgenommen). Ich versuchte mich auf Schleichwegen zu behaupten, durch Katastrophen immer wieder das verlorene Interesse des Vaters zu erringen. Und diese Katastrophensucht blieb mir auch später. Da ich nicht ausgesprochen kriminell veranlagt bin, war das Nehmen von Rauschgiften eine willkommene Methode, immer wieder neue Konflikte zu schaffen, in denen ich der leidende, der weibliche Teil war. Die Gesellschaft übernahm später die Rolle des Vaters, wenigstens in meinem Innenleben. Ich war in des Wortes richtigster Bedeutung ein «Leidsucher». Zufrieden war ich eigentlich immer erst, wenn ich im Gefängnis oder im Irrenhaus war.

Und noch eine andere Wirkung hat das Opium und die ihm verwandten Gifte: Sie unterdrücken die Sexualität. Zum Morphin kam ich nach einem Liebeserlebnis, das schlecht ausging. Im «Unbewussten» zog ich die Konsequenz und rettete mich auf eine kindliche Stufe zurück, auf eine Stufe, in der die Beschäftigung mit den Sensationen des

eigenen Körpers den Lustgewinn abgibt. Darauf ist man dann noch stolz: Man kann das « Du » entbehren und sich ganz auf das « Ich » konzentrieren. Es rächt sich: denn ganz allein kann man nicht leben, und die Frau, die man dann für sich beansprucht, leidet, man kommt sich selbst als Schuft vor... die Komplikationen werden so unerträglich, dass man eine Katastrophe sucht, um einen Ausweg zu finden. Wird man dann schliesslich eingesperrt, so zieht man auch die letzte Konsequenz und versucht es mit dem Selbstmord. Gewöhnlich ist aber irgendeine tiefere Schicht noch viel zu stark aufs Weiterleben eingestellt, und der Selbstmord misslingt, obwohl man bewusst alles versucht hat, um ihn herbeizuführen.

Ich muss mich ob dieses langen Exkurses entschuldigen. Ich wollte nur an einem konkreten Beispiel zu zeigen versuchen, welche Aufschlüsse über sein eigenes Innenleben die Analyse geben kann. Dass man derartige Beispiele nicht einfach aus der Luft greifen kann, sondern eigene Erlebnisse dazu verwerten muss, ist selbstverständlich. Manche können es für Schamlosigkeit oder Überschätzung der eigenen Persönlichkeit halten: Ich möchte gerne diesen Verdacht abwehren und betonen, dass mir nur daran lag, eine verschriene Methode an Hand eigener Erlebnisse zu schildern.

Die Psychoanalyse ist kein Universalheilmittel. Meine erste Kur hatte ein Jahr gedauert. Sie war schwieriger als eine andere, weil die Opiomanie mit der

Zeit nicht nur psychisch bedingt ist, sondern auch organische Veränderungen hervorruft. Der Körper, die Zellen haben sich derart an das Gift gewöhnt, dass sie ohne dasselbe nur schlecht zu leben vermögen. Der Opiumhunger ist quälender als der gewöhnliche Hunger. Bei der geringsten Verstimmung, bei kleinen Schmerzen, lockt das Mittel, dessen beruhigende Eigenschaften man nur zu gut kennt. Vergessen sind dann die Leiden, die man darob hat ertragen müssen, die Stumpfheit, die sich mit der Zeit einstellt, der Zeitverlust (denn schwierig ist es, sich das Zeug zu verschaffen), die Geldausgaben, die fixe Idee, um die schliesslich das ganze Leben kreist, die Demütigungen, die Minderwertigkeit, das schlechte Gewissen. Oder ist das schlechte Gewissen doch die stärkste Lockung?

Kurz, ich vermochte mich nach der Analyse ein paar Monate zu halten. Dann, nach einem schweren Erlebnis, griff ich doch wieder danach. Neue Entwöhnung — diesmal brüsk. Gar keine Wirkung. Ich hatte kaum die Anstalt verlassen, stürzte ich schon in eine Apotheke. Können Sie sich einen Menschen vorstellen, der, kommt er in eine neue Stadt, vor allem Ausschau nach Apotheken hält? Landschaft? Museen? Bauten? Uninteressant. Apotheken sind wichtig.

Es brauchte eine neue sechsmonatliche Analyse, um mir wieder den nötigen Halt zu geben. Aber ich kann nur mit einer Frage schliessen, einer Frage, die ich mir selbst stelle, und einer Hoffnung, der ich Glauben schenken möchte: Vielleicht gelingt es diesmal?